

Ingo Schulze: „Das Wasser im August“

Wenn die Vergangenheit ins Schwimmen gerät

Von Wiebke Porombka

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 13.09.2026

Ingo Schulzes Roman „Das Wasser im August“ ist ein gewitztes literarisches Spiel über die Möglichkeiten des Erinnerns. Zugleich aber auch eine melancholische Reflexion über eine politische Utopie einer anderen DDR.

Was und wie über die DDR erzählt wird oder erzählt werden sollte, ob entschieden kritisch oder doch ein wenig nostalgisch, daran entzündeten sich auch mehr als drei Jahrzehnte nach der Wiedervereinigung regelmäßig Debatten. Und in der Folge von Romanen wie „Maifliegenzeit“ von Matthias Jügler oder „Die Möglichkeit von Glück“ von Anne Rabe – Romane, in denen die strukturelle, bis in die Familien sich fortschreibende Gewalt des DDR-Systems thematisiert wird – wurde auch nachdrücklich die Frage vernehmbar, wer denn überhaupt legitimiert sei, über die ostdeutsche Vergangenheit zu erzählen. Sowohl Rabe als auch Jügler, die hier exemplarisch genannt seien, stammen zwar aus Ostdeutschland, allerdings ist Anne Rabe 1986 geboren und Matthias Jügler 1984. Beide haben also nur als kleine Kinder noch die letzten Jahre der DDR erlebt.

Einladung zur privaten Lesung

Ingo Schulzes jüngster Roman „Das Wasser im August“ ließe sich nicht zuletzt auch als ein literarischer Kommentar zu den unterschiedlich temperierten Auswüchsen dieser Debatte lesen. „Das Wasser im August“ ist ein äußerst gewitztes Vexierspiel über das Erinnern, eine hakenschlagende Meditation über die bewusste und unbewusste Neujustierung der eigenen Erinnerungen und vor allem auch über die literarische Verarbeitung von Erinnerung, in der die Zeitgeschichte ebenso wie die Vergangenheit anderer Menschen umgeschrieben oder überschrieben werden kann.

Die Anlage des Romans, in dem sich eine auf der Gegenwartsebene angesiedelte Rahmenhandlung und eine Binnenerzählung – eine fiktive Novelle über das Jahr 1979 – beständig abwechseln, ist rasch erzählt. Den Erzähler, einen Schriftsteller, Anfang sechzig, erreicht eine überraschende Einladung: Die Frau eines ehemaligen Mitschülers lädt ihn zu einer privaten Lesung ein:

„Barbara, seine dritte Frau, wie ich nun weiß, fragte nach meinen Honorarvorstellungen, sie wolle ihrem Mann zum dreiundsechzigsten Geburtstag eine Lesung schenken, sie bat mich

Ingo Schulze

Das Wasser im August

S. Fischer

320 Seiten

26 Euro

um Verschwiegenheit, was lachhaft war – Manfred und ich hatten uns über vierzig Jahre nicht gesehen! Von mir aus wäre das auch weiterhin so geblieben, dazu gleich mehr. Ich sagte zu, sie antwortete umgehend und hatte auch nichts an meinem Honorar samt Mehrwertsteuer auszusetzen.“

Die mehr als vier Jahrzehnte andauernde Funkstille zwischen den beiden ehemaligen Mitschülern ist nicht dem Zufall geschuldet, sondern einem schwerwiegenden Zerwürfnis: Manfred hatte die Eltern des Schriftstellers seinerzeit an die Stasi verraten.

Dennoch sagt der Schriftsteller die Lesung ohne zu zögern zu. Jedenfalls: Er erzählt es retrospektiv so, dass dieser Anschein entsteht. Während diese Spontaneität auf den ersten Seiten von „Das Wasser im August“ überrascht, folgt man den Darlegungen des Erzählers im Verlaufe des Romans allerdings mit wachsender Skepsis. Nichts anderes aber ist von Ingo Schulze intendiert! Und genau diese permanente Irritation macht den Reiz seines Romans aus.

Baldiges Straucheln vorprogrammiert

Barbara, die Initiatorin der Überraschungslesung, äußert in ihrer Einladung noch einen konkreten Wunsch: der Schriftsteller möge doch bitte einen bis dato unveröffentlichten Text lesen. Auch diesem speziellen Anliegen folgt der Schriftsteller gern, wie er bekundet.

„Barbaras Einladung wie ihr Wunsch spielten mir gleich doppelt in die Karten. Ich würde die Wirkung meiner unfertigen Novelle vor Publikum erproben können (die Lesung lief dann allerdings etwas aus dem Ruder) und zugleich recherchieren, obwohl ihre Einladung in den ‚Norden‘, wie wir Mecklenburg immer genannt haben, nicht ganz die richtige Zeit traf und nicht ganz den richtigen Ort. Meine Novelle spielt Anfang August und südlich von Neubrandenburg, in der Nähe von Penzlin, nicht weit vom Tollensesee. Seit jenem Sommer 1979 – ich bin damals sechzehn gewesen, also in einem Alter, in dem man sein Leben, wie ein Freund mal bemerkte, aufs Gleis setzt – ist mir der ‚Norden‘ immer heimatlich erschienen, auch wenn es ‚heimatlich‘ nicht wirklich trifft, ‚Wahlheimat‘ schon gar nicht.“

Nachdem Ingo Schulze seinen Erzähler mit der prompten Zusage der Lesung auf den ersten Seiten des Romans ein beträchtliches Tempo an den Tag legen lässt, scheint dessen baldiges Straucheln beinahe vorprogrammiert.

Das erste Straucheln meint einen Streit mit seiner Frau, die über die Leseeinladung selbst ähnlich empört ist wie über die prompte Zusage des Schriftstellers, hat der ihr doch von der Episode erzählt, die ihn mit Manfred verbindet, besser: entzweit.

„Mir lag schon auf der Zunge zu sagen, dass sie das doch gar nichts angehe, das sei eine Sache unter Ostlern. Das wäre auch nicht gut gewesen, aber immer noch besser, als bloß zu schweigen. So bekam ich zum zweiten Mal ihre Frage zu hören, ob ich käuflich sei. Sie wusste doch, wie ich darauf reagieren würde, ja reagieren musste! Als Antwort blieb mir nur, Carola stehen zu lassen und mit dem gepackten Rollkoffer, den sie mir zu Weihnachten geschenkt hatte, zum Auto zu gehen. Zudem steckte ich noch in kurzen Hosen – es war ‚Saharahitze‘ angekündigt –, die ich eigentlich nur zu Hause trage oder wenn wir zum Baden fahren.“

Das zweite Straucheln ist eines, das sich in eine literaturgeschichtliche Tradition einordnen ließe, das Ingo Schulze aber mit einigem Slapstick-Potential versieht, gerade auch durch die Fallhöhe gegenüber der Tradition. Die Rede ist vom Unfall als Erzählanlass.

Aber während etwa Roberts Musil in seinem Jahrhundertroman „Der Mann ohne Eigenschaften“ einen verunglückten LKW das Erzählen in Gang setzen lässt und in die Erzählung dieser Karambolage auch noch den Toten des Ersten Weltkriegs ein Denkmal setzt, ist es bei Schulzes reisendem Schriftsteller nur der Anlasser eines Polos – genauer: des Zweitwagens aus erster Ehe seiner Frau –, der während eines Zwischenstopps an einer Tankstelle den Geist aufgibt.

Durch diesen dramaturgischen Kniff kommt zum einen neues Personal ins Spiel: Eine Pfarrerin und der Mecklenburger Landarzt Schulenburg, die den Schriftsteller kurzerhand und gerade noch pünktlich zu seiner Veranstaltung chauffieren. Die Fahrt wird begleitet von einem poetologischen Gefecht zwischen Landarzt und Schriftsteller, bei dem man sich des Eindrucks kaum erwehren kann, dass dem Schriftsteller nicht nur deshalb hin und wieder etwas unwohl wird, weil der Landarzt die Straße aus dem Blick zu verlieren droht:

„Und welche Fähigkeiten braucht man Ihrer Meinung nach zum Schreiben?“ Nun beugte er sich erneut vor, um mir ins Gesicht zu sehen.

Ich bat ihn, auf die Straße zu achten, und zeigte unwillkürlich nach vorn, was andere als Belehrung oder sogar als Zurechtweisung verstanden hätten. Schulenberg hingegen schien erheitert.

„Haben Sie Angst?“

Überdeutliche phallische Metaphorik

Diese Kombination aus Pfarrerin und Arzt, deren Verhältnis sich rasch als kein rein platonisches andeutet, ist Teil des Netzes aus Spiegelungen, das Ingo Schulze kunstvoll zwischen Rahmenerzählung und der Binnenerzählung – eben jene Novelle über das Jahr 1979 – knüpft.

Weitaus symbolischer ist noch jene Szene, die dem Ausfall des Anlassers an der Tankstelle vorausgeht. Der Schriftsteller möchte den Wagen durch die Waschanlage schicken und nimmt für die Vorwäsche selbst den Schlauch zur Hand, recht dicht aufgefahren hinter seinem Polo: ein Toyota mit zwei jungen Frauen.

„Obwohl ich den Strahl im spitzen Winkel auftreffen ließ, wurde ich nass. Nun wiederum war ich froh über die kurzen Hosen. Angekommen auf der anderen Seite beging ich den Fehler, noch weiter zu wollen, in Richtung Motorhaube, der Schlauch aber verklemmte sich unter dem linken Hinterrad. Ich ging zurück und versuchte, ihn mit einer schlenkernden Bewegung freizubekommen. Der erste Versuch misslang, den zweiten Schlenker vollführte meine Linke offenbar mit, das Spritzgerät drehte nach rechts, also nach hinten, der Strahl prasselte über Motorhaube und Frontscheibe des silberfarbenen Toyota. Als ich begriff, was ich getan hatte, rief ich laut ‚Entschuldigung‘ und lenkte den Strahl wieder auf den Polo. Ich formte mit den Lippen sehr deutlich in Richtung Toyota: Ent-schul-di-gung. Mir kam es vor, als würden die wütend hin und her eilenden Scheibenwischer meine Entschuldigung verneinen. Ich sah

schnell weg, ich wollte nicht auf den Stinkefinger, den sie mir präsentierten, reagieren müssen.“

Die überdeutliche phallische Metaphorik, die sich gegen Ende des Romans – mit einem ziemlichen Paukenschlag – auflösen wird, sei an dieser Stelle natürlich nicht auserzählt.

Angelangt am Ort der Lesung lässt Ingo Schulze bald darauf die geschürte Erwartung, dass es vor oder im Verlaufe der Lesung zu einer Auseinandersetzung zwischen Überraschungsgast und Jubilar kommen müsse, ungerührt ins Leere laufen. Stattdessen fügt er nun in „Das Wasser im August“ ausführliche Passagen aus der fiktiven Novelle gleichen Titels ein.

Ingo Schulze scheint ein ganz besonderes Faible für Schriftsteller- und Herausgeberfiktionen zu hegen, in denen er das Potential autofiktionaler Verwirrung immerhin anlegt. Man denke nur an Ingo Schulzes Roman „Die rechtschaffenen Mörder“, erschienen 2020, in dem sich die Geschichte über einen Dresdner Antiquar im zweiten Teil des Buches als Manuskript eines Biographen Schultze (mit tz!) entpuppt. Oder an den Briefroman „Neue Leben“ aus dem Jahr 2005, den ein „Ingo Schulze“ mit kommentierenden Fußnoten versieht. Der Schriftsteller in „Das Wasser im August“ tritt zwar nicht unter dem Namen Schulze auf, teilt aber mit dem tatsächlichen Ingo Schulze zumindest das Alter.

Der Schriftsteller in „Das Wasser im August“ nun erzählt in der Novelle, die eben auch „Das Wasser im August“ heißt, von seinem 16jährigen Alter Ego. Thomas, so heißt der Heranwachsende, lebt gerade erste schriftstellerische Ambitionen aus.

Die Wochen, die er bei einem Künstlerpaar an der Mecklenburger Seenplatte zubringen darf, werden für ihn zu einer dreifachen Initiation: in politischer und sexueller Hinsicht, zunächst einmal aber mit Blick auf die Kunst.

Frage nach dem Zusammenspiel von Wirklichkeit, Erinnerung und Literatur

Nachdem Thomas seinen beiden Gastgebern Paul und Emmy einen seiner Texte vorgelesen hat, bleibt das erwartete Lob aus:

„‘Das hast du sicherlich alles selbst erlebt?’, unterbrach Paul seine Erläuterungen.

„Ja, natürlich“, beteuerte Thomas, so habe er es erlebt. „Das glaub ich“, erwiderte Paul.

Thomas verstand es als Kompliment. Warum aber stand Paul dann schon auf? Warum sagte Emmy: ‚Morgen kommst du mit auf den Malerberg!‘ Er müsse lernen, zu beobachten und zu beschreiben, das sei das Wichtigste. Und Paul, während er vor der Rückwand zwischen den Kartons mit den Farbtuben, Holzkeilen, Leisten und den Sägen, Hämmern, Nägeln und Scheren herumkramte, wiederholte Emmys Worte, als wären sie ein Buchtitel: ‚Beobachten und Beschreiben‘. Emmy nannte gleich noch einen weiteren Buchtitel: ‚Nicht behaupten, sondern zeigen!‘“

Natürlich zielt die Schule des Sehens und Beschreibens, die Thomas verordnet wird, unmittelbar auf den Kern von Ingo Schulzes Roman: die Frage nach dem Zusammenspiel von Wirklichkeit, Erinnerung und Literatur. Bemerkenswerterweise sind es ebenfalls die beiden Künstler, die Thomas misslaunig vom genauen Hinschauen abraten, wo es um die

politischen Umstände geht. In jener Szene etwa, als Thomas von einem Gespräch mit dem Dorfpfarrer Siegmund zurückgekehrt ist. (Letzter die Spiegelfigur zur Pfarrerin in der Rahmenhandlung.)

„Hat Siegmund dir erzählt, dass wir in einem Polizeistaat leben?“

Thomas war enttäuscht, dass auch Emmy davon wusste, aber es war schließlich kein Geheimnis. „Hat er?“

„Er hat von den Autos erzählt, die vor dem Fenster parken, in Berlin, die überwachen eine Freundin von ihm rund um die Uhr, und dass sie auch in ihre Wohnung eingebrochen sind und sie dort nicht mehr reden können.“ Thomas spürte wieder die Empörung in sich aufsteigen und zugleich die Genugtuung, davon zu wissen.

„Vergiss es“, sagte Emmy. „Warum?“

„Weil es nur schadet.“ „Wem?“

„Allen! Sobald du davon erzählst, schadest du allen! Zuerst dir, vor allem dir – und uns. Siegmund zuletzt, der hat seine Kirche.“

Die Lesung des Schriftstellers vor der Geburtstagsgesellschaft dehnt sich auf geradezu groteske Weise aus, eine Fortsetzung wird noch für den nächsten Vormittag verabredet, so dass die Novelle beinahe in voller Länge Einzug in den Roman erhält und mit ihr auch die sexuelle Initiation von Thomas. Jedenfalls wird man rückblickend feststellen, dass es sich um eine solche gehandelt hat.

Verschmitzt ironischer Unterton

Hier wird eine weitere Figur zentral: Sonja, eine junge Zahnärztin, die den Pfarrer Siegmund im Haushalt und bei der Versorgung der drei Kinder unterstützt, nachdem dessen Frau verstorben ist – und womöglich ist diese Beziehung ebenso wenig platonisch wie jene von Pfarrerin und Landarzt in der Rahmenerzählung.

Der Schriftsteller führt Sonja in seine Novelle als eine Art ältere Schwester des 16jährigen Thomas ein, die sich einen Spaß daraus macht, den Pubertierenden hin und wieder etwas in Verlegenheit zu bringen. Bei einem Zusammentreffen am Badesee etwa:

„Direkt über ihm war der Himmel reines Blau, nur von ein paar Wolkenschleiern verwischt. Kam eine Brise, klatschte das Wasser ans Ufer, es schmatzte auf und hob die beiden Ruderboote, von denen eines am Steg scheuerte, es klang wie ein Tierlaut, ein Gurren oder tiefes Blöken, das Wehklagen eines alten Esels. Es gab noch vieles, was er beschreiben, worauf er sich konzentrieren konnte, um nicht anderen Gedanken Raum zu geben und in eine peinliche Situation zu geraten.“

Eine Libelle stand über ihnen, sie flog im Zickzack. Als er sie schon aus den Augen verloren hatte, schreckte Sonja hoch, die Libelle flog auf.

„Nackte Frauen sind nicht aufregend, oder?“ Es ging so schnell, dass Thomas nicht verstand, wie sie mit einer einzigen Bewegung ihr Bikinioberteil abstreifen konnte. Schon lag sie wieder.“

Einen besonderen Twist kommt die nicht enden wollende Geburtstagslesung, als sich eine ältere Dame aus dem Publikum als Vorbild für eben jene Sonja entpuppt. Der Schriftsteller reagiert ebenso überrascht wie sichtlich angefasst auf diese unverhoffte Begegnung.

Er versucht sich mit der recht fadenscheinigen Feststellung zu beruhigen, dass niemand im Publikum Angelika als das Vorbild für Sonja entschlüsseln werde, schließlich sei Angelika Gynäkologin, die Sonja in der Novelle hingegen Zahnärztin. Bei einer Lesungs-Pause auf dem Hotelzimmer aber bricht es erstaunlich heftig aus ihm heraus:

„(...) samt Schuhen warf ich mich aufs Bett und heulte ins Kissen.“

Der verschmitzt ironische Unterton Ingo Schulzes ist kaum zu überhören. Und während hier schon Tränen fließen, findet der Roman, an dessen Anfang die Wasserschlacht an der Tankstellen-Waschanlage steht, im See seinen – vorerst - komödiantischen Abschluss. Bei einem gemeinsamen Bad mit Angelika gerät der ohnehin aus dem Gleichgewicht gebrachte Schriftsteller endgültig ins Schwimmen.

Die Erzählungen verschwimmen miteinander

Das poetologische Scharmützel mit dem Landarzt während der Anreise war ein Kinderspiel dagegen. Denn Angelika hat schwerwiegend Einwände, was die Schilderung der Beziehung von Thomas und Sonja angeht.

„‘Alle haben es gesehen, nur du hast gedacht, es bekäme niemand mit. Und als sie sich mit ihrer Eifersucht auf dich stürzten, bist du abgehauen.’

„Aber meine Erzählung ist anders! Da ist die Eifersucht unbegründet oder eben ganz anders begründet! Das ist doch der Clou!“ Ich patschte mit der Hand aufs Wasser, was ziemlich lächerlich war. Ich fürchtete um meine Novelle. Oder fürchtete ich um mehr?“

Was Angelika dem Schriftsteller sodann offenbart, bevor sie flott davonkragt und ihn verdattert zurücklässt, hätte ihm zweifelsohne den Boden unter den Füßen weggerissen, wenn er den nicht ohnehin schon längst verlassen hätte. Ob Angelika zu trauen ist oder dem, was der Erzähler über ihre Korrektur an seiner Fiktion berichtet, lässt Ingo Schulze – selbstverständlich – offen.

Aber so wie in einer spiegelnden Wasseroberfläche die Schatten oder gespiegelten Gestalten durchlässig werden oder miteinander verschwimmen, so gehen der Erzähler- der sich eigentlich schon auf der Rückfahrt befindet, wiederum im Auto, einem Skoda Yeti, mit Landarzt und Pfarrerin - und sein jugendliches Alter Ego auf den verbleibenden Seiten des Romans ineinander über.

„Vorsichtig tauchte Thomas unter, um dem Wasser für einen Moment ganz anzugehören, das nun wärmer war als sein Kopf. Und als er wieder auftauchte, bedurfte es gar keiner Anstrengung, Patricia und Schulenberg zu sagen, was er soeben während der Fahrt in ihrem Yeti begriffen hatte, nämlich zu jenen zu gehören, die noch bezeugen konnten, dass sie dieses Land einmal für veränderbar gehalten hatten, veränderbar hin zum Gerechten, zur Freiheit, zur Freundschaft, deshalb hatte das Land ihnen gehört, es hatte alles ihnen gehört, weil sie ja niemanden enteignen, niemandem etwas wegnehmen mussten, nur die Privilegien.

Ingo Schulze, der sich 1989 und in den Folgejahren immer wieder dafür ausgesprochen hat, dass man die politischen und sozialen Möglichkeiten eines wiedervereinigten Deutschlands offener und gleichberechtigter hätte denken sollen, scheint auf diesen letzten Seiten des Romans plötzlich das quecksilbrig Ungreifbare aufzugeben, das seinen Erzähler ausgemacht hat.

Und so scheint die schmerzliche Melancholie, mit der hier eine vergangene Utopie formuliert wird, mehr als eine Erinnerung an die Emphase der verflogenen Jugend und mehr als das Erproben einer Möglichkeit des Erzählens über die DDR. Diese Melancholie ist das Senkblei, das die Leser bis auf den Grund von Ingo Schulzes schillerndem Roman tauchen lässt.